

Zeitschrift: Scharotl / Radgenossenschaft der Landstrasse
Herausgeber: Radgenossenschaft der Landstrasse ; Verein Scharotl
Band: - (1982)
Heft: 15

Rubrik: Aus dem Weltwoche-Report Nr. 51

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



«Dem Bauern möchte ich nicht wieder begegnen!» Walter Wegmüller ist sonst ein friedlicher, freundlicher und lustiger Mann. Die ihn kennen, sprechen nur gut von ihm. Aber wenn er von dem Bauern berichtet, der ihn mit dem Knüppel blutig schlug, auch mitten in der Nacht, wenn der Knabe im Bett voller Angst die Heimkehr des betrunkenen Sadisten abwartete, und der den Neunjährigen mit einem Strick und dem Rat in den Wald schickte, er solle sich aufhängen — dann allerdings bebt Zorn in der Stimme des bald zweiundvierzig Jahre alten Künstlers. Und er ist nicht ganz sicher, dass er den Quäler ganz ungeschoren ziehen liesse, wenn er ihm eben begegnen würde.

Und natürlich ist diese Jugend, die fast nur aus Demütigungen, Prügeln, Verachtung, ständigen Umzügen von Pflegefamilien in Heime und zurück bestand, nicht zu vergessen. «Dreckzigeuner, Lumpenhund» waren so die Namen, mit denen die Schulkameraden den Wegmüller riefen oder verstießen. Er war der «Dubel» in der Schule. Ein Lehrer liess ihn vor der

Walter Wegmüller Mein Volk gefunden

Klasse sagen: «So dumm wie ich darf man nicht sein!»

In der sechsten Klasse schwänzte er einmal zwei Wochen lang diese Schule und trieb sich im Wald herum. Blätter, Wurzeln, Ameisen, Eichhörnchen, Vögel, Steine — da vergass er sein Unglück. Als man ihn fasste, wurde er in eine Anstalt für kranke und kriminell gefährdete Kinder gesteckt.

Malen und Zeichnen, das konnte er. Er wollte Grafiker werden. Aber der Berufsberater meinte, mit seiner mangelnden Bildung würde er doch am besten Knecht. Und er war Knecht. Und konnte dann doch eine Lehre absolvieren als Tapezierer, Dekorateur, Flach- und Schriftenmaler.

Mit einundzwanzig fand er seine

Mutter — nachdem ihm vorher versichert worden war, die Pflegeeltern seien seine richtigen Eltern, oder: die Eltern seien verschollen, oder gestorben, oder krank, oder wollten nichts von ihm wissen. Er glaubte es nicht. Er suchte und fand die Mutter.

Und nun erfuhr er, dass er ein Zigeunerkind war aus dem Stamm der Kalderasch; dass er drei Tage nach seiner Geburt, am 25. Februar 1937, der Mutter weggenommen worden sei mit dem Versprechen, er komme in eine gute Familie.

Zigeuner! Hatte er sich deshalb bei den Korbern und Scherenschleifern geborgen und aufgenommen gefühlt, wenn er von den Sesshaften geschlagen, verspottet worden war? Hatte ihm deshalb das *Tarot*, als er es zum ersten Mal gesehen hatte, so tiefen Eindruck gemacht?

Jetzt wusste er, wohin er gehörte. Er hatte zu seinem Volk, den Fahren- den gefunden. Ihm dient er als Präsident der Radgenossenschaft und als Maler, in dessen Bildern die Fahren- den ihre äussere und innere Welt, ihr eigentliches Wesen finden und erkennen.

A. A. H.



Vor fünfzehn Jahren waren wir einander bei einem Treffen junger Schriftsteller begegnet. Er war siebenundzwanzig Jahre alt, hatte eine abgeschlossene Schneider- und Malerlehre hinter sich. Die Absicht, nun noch das Lehrerseminar zu besuchen, hatte er aufgeben müssen. Man vermutete einen verkappten Kommunisten hinter ihm.

Er roch nach Tannennadeln, spielte Geige, hatte eben sein Buch «Asphalt und Traum» veröffentlicht und wohnte im «Gygerhüsi» zu Heimiswil im Emmental.

Wenn er nachts Geige spielte, meinten die Mädchen von Heimiswil, es geistere in der kleinen Hütte, es sei wohl der alte Gyger zurückgekommen. Gyger war ein Marktfahrer, Geigenbauer und Spielmann gewesen, der sich Ende des 18. Jahrhunderts in dem kleinen Haus erhängt hatte. Daher der Name «Gygerhüsi».

Ein Jahr nach unserer Begegnung musste Alfred Bangerter, «Baschi», wie seine Freunde ihn nennen, das «Gygerhüsi» räumen. Ein reicher Mann aus der Stadt hatte es dem Besitzer abgekauft und in ein Wochenendhaus auf dem Land umgewandelt.

Als «Baschi» zwölf Jahre alt war,

Alfred Bangerter («Baschi») Spielmann Maler Schreiber

hatte die Mutter ihm eine Geige geschenkt. Stunden nahm er nie, aber vernünftige Lehrer förderten seine Begabung. Später schenkten Zigeuner in Les Saintes-Maries-de-la-Mer in Frankreich ihm drei weitere Geigen. Da wusste er schon, dass er selber einer der Ihren, ein Fahrender war.

Der alte Albert Minder, Verfasser der «Korberchronik», selber ein Fahrender, aber dann als Arbeiter in einer Maschinenfabrik domestiziert — unter dem Einfluss Lenins übrigens —, hatte den Knaben aufmerksam gemacht, dass er ein Jenischer sein müsse.

Zehn Jahre hatte «Baschi» versucht, als «normaler» Bürger zu leben. Dann musste er einsehen: «Das gelingt nie!»

Also gab er diesen Versuch auf. Jean-Paul Sartres Existentialismus mochte da mit im Spiel gewesen sein. Aber stärker waren sein Herkunft, der Wandertrieb, die ununterdrückbare Sehnsucht nach Freiheit und Selbstverwirklichung. Er suchte und fand einen Lebensstil, der ihm Zeit zum Nachdenken, zur Meditation lässt.

Vor einem Jahr spürte er dank einem Stipendium der bernischen Erziehungsdirektion während sieben Monaten in Indien alter Musik nach. Von dort brachte er ein Sitar mit nach Hause. Er lernt jetzt das vollklingende Saiteninstrument spielen.

Mit zwei Freunden spielt er bei Hochzeiten und Familienfesten. Er fiedelt, Aschi Feller zupft die Gitarre, Christian Schwander musiziert auf Hackbrett und Handharmonika.

Er malt Heiligenbilder auf Holz und alte Ornamente auf Spanschachteln. Marktfahrer verkaufen seine Sachen. Und er schreibt an einem Buch über seine Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, über das Leben der Fahrenden heute, «in gewissem Sinne eine Fortführung von Minders »Korberchronik».

A. A. H.

+ Romantisch ist das Zigeunerleben an der Berner Murtenstrasse nicht mehr: Die Wagen stehen auf hartem Asphalt, der Hintergrund wird von Autobahnbrücke, Zentralwäscherei und Heizwerk dominiert, nach Grünem sucht man vergeblich. Unter dem «fahrenden Volk» gilt Bern dennoch als kleines Paradies: «Ich kann die Behörden hier nur loben», betont Paul Kappeler (34), der mit Frau und Kindern seit Jahren den Winter hier verbringt. «Bern, Genf, Biel und Rorbas sind die besten Gemeinden für das fahrende Volk.»

Ansonsten hat der bärtige Familienvater, Mitarbeiter der evangelischen Zigeunermision der Schweiz, eher schlechte Erfahrungen mit Behörden gemacht. «Man will

uns irgendwas vom Hals bekommen», beklagt er. «Im Sommer muss man manchmal vier, fünf Tage suchen, bis man einen Platz findet, auf dem man seinen Wagen abstellen darf.»

Ähnlich äussert sich auch ein blonder junger Mann auf dem Campingplatz von Oftringen: «Das wichtigste für uns wäre, mehr Plätze zu haben mit vernünftigen sanitären Anlagen, am besten in jedem Kanton einen. Auf Zeltplätze können wir mit unseren grossen Wagen kaum gehen, oder dann bezahlen wir höhere Tarife, und dann wird's zu teuer. Das kann bis 600 Franken im Monat gehen.» Auf vielen Zeltplätzen sind die Fahrenden zudem unerwünscht. «Die merken schon, ob man Tourist ist oder Fahrender. 60 bis 70 Prozent wollen uns nicht auf ihren Zeltplätzen.»

Luxus haben sie sich heute fast alle erworben, und die liebevoll eingerichteten Wohnwagen unterscheiden sich gar nicht so sehr von den Wohnstuben der Sesshaften. Man hat sich angepasst, auch wenn das Herz noch so sehr fürs Zigeunerdasein schlägt. Viele verbringen sogar Jahre in einer Wohnung, um ihren Kindern eine ordentliche Schulbildung zu ermöglichen. «Ich ging sieben Jahre nicht auf die Reise, damit meine Kinder eine Grundausbildung bekommen können», sagt Paul Kappeler. «Wenigstens die erste bis dritte Klasse. Das andere braucht man ja nicht.»

Die 14jährige Elisabeth und der 13jährige Mois bekommen heute den Lehrstoff des Sommersemesters als Hausaufgaben zum Selbststudium, damit sie mit ihren

Eltern auf die Reise gehen können. Im Winter besuchen sie in Bern die normale Quartierschule. Probleme mit den Klassenkameraden gibt's keine, sagt Elisabeth; beeinflussen liess sie sich auch nicht: Sie möchte später genauso leben wie ihre Eltern.

«Das ist eine gute Lehrerschaft hier in Bern», lobt Vater Kappeler. «Die wissen, dass wir nicht Professoren werden, sondern nach unserer Kultur leben wollen.»

«Wo sollen unsere Jungen ihren Beruf lernen? Wir müssen sie zu Hause lassen, weil sie kein Hausiererpatent bekommen. Hier wäre mehr Verständnis von Seiten der Behörden nötig.»

Verena Ingold

